26 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1901

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Lady Dianas Geheimnis.

Von Fl. Marryat. Autorisierte Uebersetzung von M. Walter.

(Schluß.)

Das beharrliche Schweigen seiner Gefährtin ließ Antony fürchten, daß er zu weit gegangen sei. „Vergeben Sie mir," sagte er deshalb einlenkend, „daß ich so rücksichtslos mit Ihnen rede, Miß Paget. Ohne Ihre Großmut könnte ich ja jetzt nicht hier sein, bereit, mir die Geliebte zu erringen, und mein Lebenlang werde ich Ihnen dafür dankbar sein. Aber Ihre geheimnisvolle, seltsame Handlungsweise macht mich irre, ich bitte Sie daher nochmals, damit ich mein künftiges Verhalten darnach richten kann. Habe ich nicht das Recht, eine Erklärung zu fordern?"

Miß Paget schaute zu ihm auf, und er war verwundert über den traurigen, verzweifelten Ausdruck in ihren Zügen.

„Ja, Antony," sagte sie, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, „ich bin Dir eine Erklärung schuldig, und Du sollst sie erhalten, so schwer mir das Geständnis auch wird, denn ich fürchte, wenn Du alles weißt, wirst Du Dich vielleicht von mir abwenden."

„Nein, das geschieht nie!" versetzte Antony, ihr warm die Hand drückend. „Was Sie mir auch enthüllen mögen, — auf meine Dankbarkeit wird es keinen Einfluß haben. Sagen Sie mir offen, thaten Sie es, um Lily und mich zu trennen?"



Generalmajor Dietrich Graf v. Hülsen-Haeseler. (Mit Text.)
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

„Ja!"

„Trotzdem Sie wußten, daß wir uns liebten?"

„Ja. Ihr waret beide jung und Liebe ist nicht unsterblich, und ich dachte immer daran, daß auf Deinem Leben ein Flecken ruht, mein armer Tony, ein Flecken, der bis in die dritte und vierte Generation nachwirkt."

„Sie meinen das unglückliche Geheimnis meiner Geburt?" fragte Antony hastig, während ein Schatten über seine Züge flog. „Ich habe niemand auf der Welt, und das ist freilich ein bitteres Los."

„Nun höre, warum ich vor allem anderen nichts thun wollte, euch zusammenzubringen. Lady Culwarren ist meine Wohlthäterin. Seit ich ihr Haus betrat, hat sie mich mit der größten Freundschaft behandelt und mir volles Vertrauen geschenkt. Ich weiß, wie sehr sie gegen eure Verbindung ist und aus welchem Grunde. Sie sagte Dir damals, Du habest keinen Namen, der Ruf Deiner Mutter sei mit Schande bedeckt, Du selbst aber seiest ein Bastard, den man ihr für ihr Kind untergeschoben habe, aber sie sagte Dir nicht, wer Deine Mutter sei, weil sie es nicht wußte. Von mir sollst Du jetzt die bittere Wahrheit erfahren."



Max von Seydel. (Mit Text.)
Aufnahme von Hofphotogr. Müller, München.

„Großer Gott! Sie kennen meine Mutter?" rief Antony auffahrend. „Lebt sie? Kann ich sie sehen?"

„Ruhig, ruhig, mein Junge! Es wäre besser für Dich und für sie, wenn sie gestorben wäre, denn sie ist schuld an dem Unglück Deines Lebens." Und dann sprang sie plötzlich auf, durchmaß in heftiger Erregung das Zimmer, setzte sich wieder an Tonys Seite und ihr Gesicht an seiner Schulter verbergend, stieß sie in abgerissenen Sätzen hervor: „Tony, thue mit mir, was Du willst — verachte mich, verdamme mich — ich bin Deine Mutter!"

Bei diesen Worten fuhr der junge Mann zurück, als habe ihn ein Schlag getroffen. „Meine Mutter!" stammelte er.

„Sei großmütig, Tony!" flehte Miß Paget, „und erlasse mir, Dir die traurige Geschichte meiner Vergangenheit zu erzählen. Verlange nicht zu wissen, wer ich bin und wer ich war. Denke nur daran, daß ich ein armes, gebrochenes Weib bin, dessen härteste Strafe es war, das Kind ihres Herzens nicht anerkennen zu dürfen. Vergieb mir, Tony, und dann laß mich meinen Weg allein weiter wandern bis zum Grabe!"

Antony gingen diese Worte tief zu Herzen, er sah die gebeugte Gestalt der unglücklichen Frau und dachte daran, wie viele Liebesbeweise er seit seiner Kindheit von ihr erhalten hatte. Einem plötzlichen Impulse folgend, kniete er neben ihr nieder und sagte in weichem Ton: „Wenn es wirklich wahr ist, dann darf mein Lebenspfad sich nie mehr von dem Deinen trennen. Oder glaubst Du, ich werde Dich jetzt verlassen, Mutter?"

Er sprach das letzte Wort langsam und schüchtern, als fürchte er sich, sie zu verletzen. Sie aber lauschte, als höre sie eine Himmelsbotschaft.

„Sage es noch einmal!" flüsterte sie, „dieses Wort, nach dem sich meine Seele jahrelang gesehnt hat!"

„Mutter!" wiederholte Antony, zärtlich seine Arme um sie legend.

Schluchzend vor Freude sank sie an seine Brust. „Mein Sohn! Mein Liebling! Daß Du mich endlich mit diesem Namen nennst, wiegt die Hälfte meines Unglücks auf!“

„Warum durfte ich Dich nicht stets so nennen?“ fragte Antony.

„Es war nicht meine Schuld,“ erwiderte sie. „Denke ja nicht, daß ich Dich freiwillig verließ, oder daß Du mir zur Last warst, Tony! Mein Geschick wurde durch andere bestimmt, und ich mußte mich ihren Anordnungen fügen. Und nun magst Du es wissen, Tony: Ich bin Lady Diana Melstrom — der verstorbene Graf war mein Bruder und Dein Onkel.“

„Du bist die schöne Lady Diana, von der man sagt, daß sie verunglückte?“ rief Antony in höchster Verwunderung. „Wie war es möglich, daß ich nie auf die Vermutung kam, denn Du bist schön, Mutter — ich habe es stets gesagt.“

„Ich war es, Tony, doch jetzt ist nicht viel übrig geblieben. Um meinen Ruf zu retten, verbreitete Dein Onkel das Gerücht meines Todes. Er erreichte seinen Zweck, aber er zerstörte mein Leben.“

„Arme Mutter!“ sagte Antony, sich vertraulich an sie lehnend, „so viele Jahre mußtest Du nun um meinetwillen in Abhängigkeit leben! Doch — wer ist mein Vater?“

„Sprich nicht von ihm, Tony! Sein Namen wird nie über meine Lippen kommen. Er war ein Freund unserer Familie und warb heimlich um mich, ohne Wissen meines Bruders, der diese Heirat nie zugegeben hätte, weil Dein Vater, obgleich von sehr guter Herkunft, ein äußerst zügelloses Leben führte. Doch, was weiß ein Mädchen von solchen Dingen? Ich war jung und sehr eigenwillig. Als mein Bruder die Sache merkte, verwies er meinen Geliebten aus Gardenholm, und als dieser in mich drang, ihm zu folgen und sein Weib zu werden, vergaß ich alles, Pflicht und Ehrgefühl, und lief mit ihm davon, wie — ein pflichtvergessenes Mädchen.“

„Still, still, Mutter!“ unterbrach sie Antony. „Du darfst nicht so von Dir reden. Nun, ich weiß, was ich in Dir besitze, bist Du in meinen Augen geheiligt.“

„Höre weiter! In London wurden wir in einer Kirche getraut.“

„Getraut, Mutter?“ fuhr Antony auf.

„Ja, wir waren rechtmäßig verheiratet (so dachte ich es wenigstens) und verlebten die ersten Jahre unserer Ehe auf dem Kontinent. Damals war ich unsäglich glücklich, denn ich liebte meinen Gatten und hielt ihn für den besten, ehrenhaftesten Mann der Welt. Mein Bruder hatte jede von meiner Seite versuchte Aussöhnung zurückgewiesen, aber ich hoffte stets, daß schließlich doch alles gut werden würde. Wir ließen uns dann in London nieder, und hier erhielt ich eines Tages einen Brief in fremder Handschrift, worin mir mitgeteilt wurde, ich sei nicht die rechtmäßige Frau meines Gatten, vor Jahren habe er ein Weib niederer Herkunft geheiratet, von dem er sich später wieder trennte, das aber noch lebe. Ich glaubte natürlich keine Silbe dieser entsetzlichen Behauptung; als ich jedoch den Brief meinem Gatten zeigte und verlangte, er solle den Lügner züchtigen, schwieg er verwirrt, und ich sah ein, daß die Anklage gegen ihn wahr sei; er war bereits verheiratet!“

„O dieser Schurke!“ rief er entrüstet.

„Ich war ein stolzes Mädchen und konnte diesen Schimpf nicht ertragen. In meiner Verzweiflung floh ich zu meinem Bruder, der sich jetzt, meine schreckliche Lage erkennend, voll Erbarmen zeigte. Er brachte mich nach Florenz, wo Du geboren wurdest. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie glücklich ich über Deine Geburt war, wie sehr ich hoffte, Du werdest mich für das bittere Herzeleid, das ich erduldet, entschädigen, aber Culwarren hatte andere Ansichten, und ich war völlig in seiner Hand. Er wollte jede fernere Entehrung seines Namens verhindern, und deshalb sagte man mir, mein Kind sei bald nach der Geburt gestorben. Ich hatte keinen Grund, daran zu zweifeln, aber alle Freude war nun aus meinem elenden Dasein geschwunden. Fünf Jahre blieb ich unter fremdem Namen in Florenz, dann brachte mein Bruder mich hierher nach Gardenholm, wo mich niemand kannte, denn seine Frau (er hatte sich erst ein Jahr nach meiner Heirat mit Emily vermählt) hatte ich nie zuvor gesehen. Hier fand ich Dich als meines Bruders Kind, wie man mir glauben machte. Das übrige weißt Du, Tony, — daß Dein Onkel Dich für seinen toten Sohn unterschob und Dir seinen Namen gab. Warum er Dich nicht in den Besitz Deiner zugestandenen Rechte belassen hat, kann ich Dir nicht sagen, — vielleicht fürchtete er, Philipp dadurch zu schädigen. Jedenfalls ahnte ich die Wahrheit nicht eher, als an dem Tage, wo Du majorenn wurdest.“

„Und wie kamst Du auf den Gedanken, Mutter?“

„Durch Mr. Aschfold, der die Ansicht aussprach, Antony sei möglicherweise das Kind der Lady Diana Melstrom. Die alte Matthews, die früher meine Wärterin gewesen und bei Deiner Geburt zugegen war, hat mir daraufhin eingestanden, daß diese Vermutung richtig sei und sie Dich selbst ins Haus Deines Onkels gebracht habe.“

„Es ist eine traurige Geschichte, liebe Mutter,“ sagte Antony, als sie geendet, „und ich bin froh, daß Du mir den Namen meines Vaters verschwiegen hast, — es wäre nicht gut, wenn wir uns begegneten. Doch, nun laß uns überlegen, was wir thun wollen. Natürlich bleibst Du nicht mehr hier, sondern erklärst der Gräfin die Sachlage und wirst dann mit Deinem Sohne leben, dessen Liebe Dich jetzt für alles Leid, das Du erduldet, entschädigen soll.“

„O Tony, das ist ja zu viel des Glückes! Doch, was wird mit Lily? Sie kommt doch vor allem anderen in Betracht.“

„Wegen Lily sei unbesorgt. Verweigert Lady Culwarren ihre Einwilligung, so werden wir warten, bis Lily einundzwanzig Jahre alt ist. Das dauert noch elf Monate, und die Zeit wird uns rasch genug vergehen.“

„So rufe jetzt Lily herein, — ich werde ihr so viel sagen, als sie vorläufig zu wissen braucht.“

Antony umarmte sie noch einmal zärtlich und holte dann die Geliebte, die bereits anfing, auf ihrem Wachtposten ungeduldig zu werden.

„Höre, Lily,“ sagte Lady Diana zu ihr, „ich muß Deiner Tante die Gründe auseinandersetzen, weshalb ich das Gerücht von Antonys Tod verbreitet habe, möchte aber nicht, daß sie ihn vorher sieht. Er muß deshalb so lange bei Mr. Matthews bleiben, bis ich ihn rufe. Ich will dieselbe jedoch erst vorbereiten, und unterdessen magst Du noch ein halbes Stündchen mit ihm in der Laube plaudern.“

Und Lily freundlich zunickend, verließ sie das Zimmer, die Liebenden sich selbst überlassend.

23. Vereint.

Die unerwartete Begegnung mit seiner Gattin, Lady Diana Melstrom, hatte Oliver Fosbrooke, oder vielmehr Sir Arthur Loftus, wie er wirklich hieß, in große Aufregung versetzt. Seit zwanzig Jahren glaubte er sie tot, und nun stand sie lebend vor ihm. Es war eine lange Zeit verstrichen, aber die Gefühle, die er einst für Diana empfunden, waren noch nicht ganz erloschen, bei ihrem Anblick erwachten sie von neuem und erweckten in ihm den Wunsch, gut zu machen, was er an ihr gesündigt. Ihre herben Worte, ihre schroffe Zurückweisung bei dem Zusammentreffen in Florenz hatten ihn wohl verletzt und gedemütigt, aber er hoffte doch im stillen, sie würde sich bewegen lassen, die Vergangenheit zu vergessen, um ihren rechtmäßigen Platz an seiner Seite einzunehmen. Das hätte für ihn ein neues, ein besseres Leben bedeutet. Er mußte sich jedoch sagen, daß sie nur dann einwilligen würde, wenn sie vor dem Gesetz als seine Frau galt. Ob dies aber möglich war, wußte er bis zur Stunde selbst nicht.

Mitten in sein junges Eheglück hinein war ihm die Kunde gekommen, daß seine erste Gattin, die er in jugendlicher Thorheit und Verblendung geheiratet, noch lebe. Diana hatte ihn deshalb mit bitteren Vorwürfen überhäuft und ihn dann für immer verlassen, sich in den Schutz ihres Bruders zurückbegebend. Um zu verhindern, daß das Weib, dessen plötzliches Wiederauftauchen sein Leben zerstörte, seine Rechte geltend machte, zahlte er ihm oder vielmehr dessen Verwandten eine bedeutende Summe unter der Bedingung, daß man ihn fortan unbehelligt ließe. Ohne sich persönlich von der Existenz seiner ersten Frau zu überzeugen, verließ er England, nahm einen anderen Namen an und führte fortan ein ruheloses, ausschweifendes Leben. Vor allem fröhnte er der Leidenschaft des Spiels in der vergeblichen Hoffnung, damit sein Gewissen und seinen Kummer übertäuben zu können. Als er dann nach der Begegnung mit Diana beschloß, nachzuforschen, ob seine erste Frau noch lebe, trat das Duell dazwischen. Der unglückliche Ausgang desselben und die Entdeckung, daß er seinen eigenen Sohn niedergestreckt, zerstörte jede Hoffnung auf Versöhnung mit Diana; er fühlte, daß sich durch dieses Geschehnis eine unübersteigliche Schranke zwischen ihnen aufgerichtet hatte. Niedergeschmettert verließ er Florenz, hielt sich den Winter über in Algier verborgen und kehrte erst auf die Kunde von dem Ableben seines Vaters hin nach Europa zurück. Auf seiner Durchreise durch Florenz erkundigte er sich nach Antony Melstrom, dessen Tod man ihm mitteilte, denn Miß Paget hatte gesorgt, daß auch hier niemand um die Existenz Antonys wußte. Aufs tiefste erschüttert, begab sich Sir Arthur auf seine ihm zugefallenen Güter; er fand Wouminster Hall in arger Verwahrlosung und ordnete ohne Zögern eine vollständige Renovierung des Schlosses an, das er Lady Diana nach seinem Tode vermachen wollte.

Eines Tages traf er unter den Arbeitern einen Mann, der, ein Verwandter seiner ersten Frau, ihm mitteilte, daß dieselbe bereits vor dreiundzwanzig Jahren in Amerika gestorben sei. Auf nähere Nachforschung hin stellte es sich heraus, daß eine noch lebende Schwester seiner ehemaligen Gattin nach deren Tode den Betrug ausgeführt hatte, indem sie den verhängnisvollen Brief an Lady Diana geschrieben, in der Hoffnung, dem Lord eine Summe Geldes erpressen zu können. Ihre Voraussetzung traf ein, um einen Skandal zu vermeiden, zahlte Sir Arthur die verlangte Summe, aber, wenn er von dieser Seite fortan auch unbehelligt blieb, das Glück seiner zweiten Ehe war doch auf immer zerstört. Mit wel-

chen Empfindungen Sir Arthur den Erklärungen des Arbeiters lauschte, läßt sich nicht beschreiben. — Diana war von Anbeginn an seine rechtmäßige Gattin gewesen, und durch das furchtbare Mißverständnis hatte er jahrelang von ihr getrennt sein müssen. Wenn sich auch das Geschehene nicht wieder gut machen ließ, ihre Ehre wenigstens konnte er jetzt wieder herstellen, und nicht einen Tag wollte er zögern, dies zu thun.

Er sandte sofort nach seinem Advokaten, Mr. Aschfold, um dessen Anwesenheit in Gardenholm er wußte, und ließ durch diesen mit der Schwester seiner ersten Frau unterhandeln, die, nachdem ihr Straflosigkeit zugesichert worden war, den beglaubigten Totenschein, sowie andere wichtige Dokumente herausgab.

Unterdessen saß Lady Culwarren mit ihrem Sohne und Lily im Bibliothekzimmer, sich im stillen über das veränderte, fast strahlende Aussehen ihrer Nichte wundernd. War das Mädchen endlich zur Einsicht gekommen, wie nutzlos ihr Trauern um Antony sei und daß sie viel klüger thäte, Philipps Werbung anzunehmen?

Lily ahnte nichts von dieser Auslegung; sie blätterte gedankenlos in einem Buche, beständig nach der Thüre schauend, in der Erwartung, Miß Paget, die bereits eine lange Zeit oben war, eintreten zu sehen. Ein lebhaftes Geräusch im Vorzimmer ließ sie aufspringen, aber es war nur der Diener, der Sir Loftus und Mr. Aschfold anmeldete.

Mit sehr vergnügter Miene trat der kleine Advokat auf Lady Culwarren zu. „Sie haben den Wunsch ausgesprochen, Sir Arthur bald einmal hier begrüßen zu können, — er hat diesen Wunsch als Befehl angesehen und sich beeilt, sich seiner liebenswürdigen Nachbarin vorzustellen. Sie erlauben mir wohl, daß ich Sie miteinander bekannt mache — Lady Culwarren, Miß Osprey, Lord Culwarren, Sir Arthur Loftus.“

Sir Arthur, in tiefer Trauerkleidung, kam langsam näher. Seine gebeugte Haltung, das stark ergraute Haar und die bleichen, verfallenen Züge machten, daß er von den Anwesenden nicht sofort wiedererkannt wurde. Mit äußerst liebenswürdigem Lächeln begrüßte ihn die Gräfin, zugleich ihren Sohn auffordernd, den lieben Nachbar willkommen zu heißen. Der junge Lord jedoch, der Sir Arthur scharf fixiert hatte, trat einige Schritte zurück, und sich stolz aufrichtend, sagte er: „Nein, keine Macht der Erde wird mich bewegen, diesem Manne die Hand zu reichen. Ich glaubte, ich hätte mich getäuscht, aber — er ist es!“

„Philipp!“ rief seine Mutter erstaunt. „Was kommt Dir in den Sinn, so zu reden? Hast Du den Verstand verloren?“

„Ich nicht, aber er, daß er es wagt, hierherzukommen!“ war die heftige Antwort. „Wenn Sie wüßten, wie ich mich darnach gesehnt habe, Ihnen zu begegnen, Oliver Fosbrooke!“

„Oliver Fosbrooke?“ wiederholte die Lady verblüfft. „Ja, wahrhaftig, er ist es! Und ist doch zugleich Sir Arthur Loftus? Wie interessant!“

„Laß uns einen Augenblick allein reden, Mutter!“ unterbrach sie Philipp. „Oliver Fosbrooke,“ wandte er sich erregt an diesen, „was haben Sie mit meinem Bruder Antony angefangen?“

„Schonen Sie meiner, Lord Culwarren!“ bat Sir Arthur, den Kopf senkend.

„Sie schonen?“ brauste Philipp auf. „Thaten Sie es, als mein Bruder von dem Wunsch beseelt, mich aus Ihren räuberischen Händen zu befreien, Ihnen die Wahrheit sagte? Wenn ein geschickter Fechter sich mit einem schlägt, der nie den Degen gehandhabt, so ist das einfach Mord! Und Sie haben meinen Bruder gemordet.“

„Mein Gott, ich weiß es nur zu gut!“ stöhnte der Baron.

„Seit jener unglücklichen Stunde habe ich überall nach Ihnen gesucht, weil ich Ihnen vor aller Welt sagen wollte, was ich Ihnen jetzt sage, daß Sie ein Feigling und ein Schurke sind!“ rief Philipp in steigender Erregung.

Der Advokat suchte ihn zu beruhigen, doch Sir Arthur hinderte ihn daran. „Lassen Sie ihn sagen, was er will, — er kann mich nicht härter verurteilen, als ich es selbst gethan habe.“

„So gestehen Sie also die verruchte That ein?“ rief der junge Lord leidenschaftlich. „Antonys bleiches Antlitz verfolgt mich überall, und ich werde nicht ruhen, bis ich ihn gerächt habe. Leben um Leben!“

„Halt ein, Philipp, das ist Wahnsinn!“ schrie Lady Culwarren entsetzt auf. „Du darfst Dich nicht schlagen. Mr. Aschfold, helfen Sie mir, — lassen Sie es nicht zu!“

„Haben Sie keine Furcht, Mylady,“ erwiderte der Anwalt gleichmütig, „es wird nichts geschehen. Sir Arthur ist zu einem bestimmten Zweck hierhergekommen und sobald derselbe erledigt, wird er Sie nicht länger belästigen.“

„Ich verdiene Ihre Vorwürfe in vollem Maße, Lord Culwarren,“ sagte Sir Arthur unterdessen zu diesem, „aber glauben Sie mir, ich würde mit Freuden sterben, könnte ich Antony wieder ins Leben rufen.“

„Das sind leere Worte, die keinen Wert haben! Sie können meine Gesinnung Ihnen gegenüber nicht ändern. Verlassen Sie mein Haus und versuchen Sie kein zweites Eindringen hier.“

„Gestatten Sie mir, nur noch wenige Minuten zu verweilen, Lord Culwarren,“ bat der Baron höflich. „Ich kann nicht gehen, ohne ein von mir begangenes Unrecht wieder gut zu machen.“

„Was wollen Sie gut machen? Ich verstehe Ihre Worte nicht.“

„Sie sollen sofort Aufklärung erhalten und mögen dann selbst urteilen, ob Antonys Tod nicht furchtbar an mir gerächt sein wird.“

In diesem Augenblick erschien Lady Diana in der geöffneten Thüre. Als sie bemerkte, wer sich unter den Anwesenden befand, wich sie mit einem leisen Ausruf des Schreckens zurück, der jedoch die Aufmerksamkeit der anderen auf sich lenkte.

„Das ist die Dame,“ flüsterte Mr. Aschfold seinem Klienten zu, der rasch vortrat. „Lady Diana,“ sagte er in bewegtem Ton, „Sie sehen einen gebrochenen, von Gewissensbissen verfolgten Mann vor sich, der gekommen ist, nicht Ihre Verzeihung zu erbitten, so sehr ihm auch darnach dürstet, sondern Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

„Mich dünkt, Sie führen diese Absicht ein wenig spät aus,“ war die bittere Antwort.

„Ich hätte es früher gethan, wenn es in meiner Macht gestanden. O Diana, nicht diesen kalten, unerbittlichen Blick! Hören Sie meine Worte, — dann will ich wieder still in meine Einsamkeit zurückkehren. Sie sind meine rechtmäßige Gattin!“

„Wie? Miß Paget seine Frau?“ rief Lady Culwarren, starr vor Verwunderung. „Ist der Mann von Sinnen?“

„Durchaus nicht, Mylady!“ versetzte Sir Arthur ruhig. „Diese Dame, die in Gardenholm so lange Jahre ein schützendes Obdach gefunden, ist die Schwester des verstorbenen Grafen, ist — Lady Diana Melstrom.“

„Diana? Unmöglich!“

„Es ist wahr!“ bestätigte Lady Diana. „Mrs. Matthews kann es bezeugen. Ich wollte Ihnen selbst die Mitteilung machen, aber Sir Arthur kam mir zuvor.“

„Und so lange Zeit hat man mich getäuscht?“ rief die Gräfin, der diese Lösung nicht besonders angenehm zu sein schien.

„Gestatten Sie mir, Ihnen das Geheimnis aufzuklären, Mylady,“ erwiderte Sir Arthur. „Lady Diana und ich, wir liebten uns einst, da aber ihr Bruder seine Zustimmung verweigerte, entflohen wir heimlich und ließen uns in London trauen.“

„Unsere Ehe hatte jedoch keine Gültigkeit vor dem Gesetz,“ warf Lady Diana bitter ein.

„Sie irren, Diana! Als Sie damals an meiner Seite vor dem Altar standen, war meine erste Frau tot. Die Verwandten derselben übten jedoch einen abscheulichen Betrug gegen mich aus, indem sie die Behauptung aufstellten, jenes Weib sei noch am Leben. Sie glaubten es, Diana, hielten mich für einen Ehrlosen und kehrten zu Ihrem Bruder zurück, ohne mir Zeit zu lassen, die Wahrheit der Anklage zu untersuchen. Dann meldete man mir Ihren Tod, und seit jener Stunde habe ich das elendeste, unglücklichste Dasein geführt. Ich verlange nicht, daß Sie meinen Worten Glauben schenken. Sie sollen bessere Beweise haben. Mr. Aschfold kann Ihnen den Totenschein meiner ersten Frau vorlegen, die bereits vor dreiundzwanzig Jahren verstarb.“

„So ist es,“ bekräftigte der kleine Anwalt schmunzelnd, ein Bündel Papier hervorziehend. „Wenn Sie davon Einsicht nehmen wollen, Mylady, werden Sie erkennen, daß Sie von Anfang an Lady Diana Loftus gewesen sind und ohne das bedauerliche Mißverständnis —“

„Wäre mir unendlich viel Leid erspart worden,“ fiel ihm Lady Diana ins Wort. „O Arthur, warum haben Sie das alles nicht früher aufgedeckt?“

„Was konnte mir daran liegen, da Sie ja, soviel ich wußte, tot waren.“

„Ihr Bekenntnis ist noch nicht zu Ende, Arthur! Fahren Sie fort!“

„Der junge Antony Melstrom, den ich mit mir nahm, als er dieses Haus verließ, den ich auf Irrwege leitete und dazu benutzte, Lord Culwarren zu ruinieren, gegen den ich dann meine Hand zum tödlichen Streich erhob, war — unser Sohn!“

Ueberwältigt von seinen Gefühlen sank Sir Arthur nach diesen Worten in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen, Lady Diana aber verließ das Zimmer in großer Hast, während die Zurückgebliebenen ihr verwundert nachschauten.

„Die Sache wird ja immer merkwürdiger,“ bemerkte die Gräfin, „Antony ihr Sohn! Wirklich, Mr. Aschfold, es scheint, daß Ihre Ahnung richtig war.“

Der Advokat wollte etwas erwidern, doch in diesem Augenblick kehrte Lady Diana zurück.

„Sie sind gerächt, Diana,“ sagte Sir Arthur mit gebrochener Stimme, „durch das, was ich jetzt leide. Ich danke dem Himmel, daß ich im stande bin, Sie in Ihre Rechte einzusetzen, damit Sie hinfort nicht mehr in Verborgenheit zu leben brauchen, aber Ihre



Erwischt! Nach dem Gemälde von John Theele. (Mit Text.)

Vergebung wage ich nicht zu erflehen. Ich weiß, daß ich allein weiterleben muß, daß wir nach dem, was geschehen, für ewig geschieden sind."

„Arthur, es steht in meiner Macht, Ihre so schwere Bürde zu erleichtern und — ich will es thun," sagte Lady Diana, ihre Hand sanft auf seine Schultern legend. — „Ich wollte meinen Sohn vor Ihnen verbergen, deshalb sagte ich auch aller Welt, er habe uns verlassen. So war es auch, aber er ging nur in ein anderes Land, nicht in jene Gefilde, von wo es keine Rückkehr giebt, und heute in dieser Stunde habe ich ihn wieder wohlbehalten bei mir."

„Antony zurück? Antony lebt?" fuhr Sir Arthur auf, vor Erregung zitternd.

Lady Diana stieß die Thüre auf, in deren Rahmen Antony Melstrom erschien.

„Arthur, sieh, — das ist meine Rache!" sagte Diana. „Nimm Dein Kind aus meinen Händen! Die Vergangenheit sei begraben, und in der gemeinsamen Liebe zu unserem Sohne wollen wir das gelöste Band neu knüpfen."

Sir Arthur war aufgesprungen, er streckte dem Wiedergefundenen die Arme entgegen und murmelte: „Mein Sohn! Mein Sohn! Ich bin seiner nicht wert!"

„Vater!" sagte Antony zärtlich, sich an die Brust desjenigen werfend, den er vordem Freund genannt. Dann ergriff er die Hand seiner Mutter und legte sie sanft in diejenige Sir Arthurs.

Lady Diana widerstrebte nicht, und den Gatten mit dem alten Blick der Liebe anschauend, sagte sie leise: „Um Antonys willen!"

Die kluge Käthe.

Humoreske von Paul Bliß. (Nachdruck verb.)

Fleischermeister Weber war nun bereits dreiunddreißig Jahre und noch immer war er Junggeselle. Das war um so mehr zu verwundern, als er ein stattlicher Mann von guter Erziehung und mit liebenswürdigem Wesen war; auch wohlhabend war er, denn seine Fleischerei und Wurstfabrik warf einen schönen Nutzen ab. Und trotz alledem blieb der junge Meister ein einsamer Mann.

Seinen Freunden war das ein Rätsel. Oft schon hatte man ihm wahrhaft verlockende Heiratsangebote gemacht, immer aber wußte der junge Meister mit Geschick und Energie allen Vorschlägen zu entschlüpfen, so daß zuletzt selbst seine besten Freunde es aufgaben, ihn zur Ehe zu bewegen.

Alle zerbrachen sich die Köpfe darüber, aber den wahren Grund, so viel man auch kombinierte, kannte niemand.

Fleischermeister Weber war nämlich verliebt, echt und recht verliebt bis über beide Ohren, wie ein junger Mensch es nur sein kann. Er hatte ein junges Mädchen im Geschäft, die als erste Verkäuferin fungierte, zugleich aber auch in der Wirtschaft und im Haushalt nach dem Rechten sah.

Dieses junge Mädchen hieß Käthe Richter und war ein frisches, lebhaftes Kind von zweiundzwanzig Jahren; ihre Eltern waren früh gestorben; so hatte sie sich zeitig an eigene Lebensführung und Selbstständigkeit gewöhnen müssen, und daher kam es auch, daß Meister Weber zu ihr ein unbeschränktes Zutrauen besaß, denn seit sie im Hause war, ging alles wie am Schnürchen.

In dieses junge Mädchen hatte Meister Weber sich verliebt. Das Kraftvolle und Lebensfrische zog ihn an und das energische Schalten und Walten der Verkäuferin flößte ihm Respekt ein, schon nach den ersten paar Wochen merkte er, daß er das gesunde prächtige Mädel lieb habe; anfangs trug er sein glückliches Geheimnis tief im Herzen versteckt mit sich herum, später aber verriet er sich mehr und mehr, weil er ein harmloses, naives Naturkind war.

Fräulein Käthe sah gar bald, was sie angerichtet hatte; innerlich freute sie sich darüber, denn auch sie fühlte eine starke Neigung für den einfachen, schlichten Mann mit den blauen, treuen Augen; äußerlich aber verriet sie ihr Gefühl nicht im geringsten, im Gegenteil, nun wurde sie, sobald sie mit dem Meister zusammenkam, zurückhaltender denn je, oft sogar fast höflich kühl; und alles das nur deshalb, um beim Meister nicht die Meinung zu erwecken, als wolle sie sich ihm aufdrängen.

So lebten sie einige Monate nebeneinander hin, jeder mit seiner geheimen Qual kämpfend.

Da endlich siegte in dem jungen Mädchen der Verstand; sie sagte sich: wenn er nicht von selber zu sprechen anfängt, dann muß ich ihm eben mit List und Klugheit beizukommen suchen; und sie ersann nun ein Mittel, um den verliebten und so verschüchterten Meister eifersüchtig zu machen.

Und nun ereignete sich das Merkwürdige.

Vormittags um neun Uhr kam jeden Tag ein junger Mann in den Laden, um sich Belag oder Würstchen zum Frühstück zu kaufen. Dieser junge Mann machte dem Fräulein Käthe schon seit langer Zeit den Hof, natürlich stets ohne Erfolg. So war das bisher gewesen. Von nun an aber wurde das kluge Mädchen mit jedem Tage liebenswürdiger zu dem jungen Manne, so daß dessen Hoffnungen von Tag zu Tag wuchsen. Stets aber richtete sie es so ein, daß der Meister sie ganz genau beobachten konnte. Und dies ereignete sich jeden Vormittag. — Nachmittags um sechs Uhr aber kam jeden Tag ein anderer junger Mann, der sich bei Meister Weber seinen Bedarf fürs Abendbrot kaufte. Und auch dieser junge Mann hofierte das Fräulein seit Wochen eifrig, aber bisher stets erfolglos. Und auch diesem Verehrer machte sie nun auf ganz dieselbe Weise neue Hoffnungen. Na-



Entwischt! Nach dem Gemälde von John Theele. (Mit Text.)

türlich auch nur so, daß Meister Weber den Beobachter spielen mußte. — Und der Plan gelang glänzend! Der junge Meister wurde nicht nur eifersüchtig, sondern er bekam jedesmal, wenn er einen der Verehrer den Laden betreten sah, eine wahre Wut und konnte kaum an sich halten, seinen Aerger laut auszulassen. Außerdem aber beobachtete er seine Verkäuferin nun auf Schritt und Tritt, in und außer dem Hause, so gut es eben nur anging.

Die kluge Käthe bemerkte dies alles sehr wohl, blieb aber harmlos wie ehedem und wartete nur auf eine passende Gelegenheit, die erlösende Katastrophe herbeizuführen.

Auch dazu bot sich schnell genug Gelegenheit. Die beiden Verehrer suchten einander den Rang streitig zu machen, indem jeder von ihnen zu einer Entscheidung drängte.

Und Fräulein Käthe bestellte beide zu einem Rendezvous, und zwar jeden um sechs Uhr Sonntag nachmittags nach dem Floraplatz. Natürlich wußte der eine nicht, daß auch der andere dahinbestellt war.

Auch dies hörte der junge Meister wieder, und nun kannte sein Zorn gar keine Grenzen mehr; er that einen Schwur, den beiden Galanen das Wilddieben aber ganz gründlich verleiden zu wollen, nahm seinen Spazierstock und machte sich auf nach dem Floraplatz.

Punkt sechs Uhr erschien der eine der Herren, sehr geschniegelt und gebügelt, und mit einem duftenden Rosensträußchen; er sah auf die Uhr, ging ungeduldig um den Platz herum und spähte nach allen Seiten sehnsuchtsvoll aus.

Fünf Minuten nach sechs Uhr erschien auch der andere Verehrer, ebenso elegant angekleidet, und auch mit einem Blumenstrauß; auch er umkreiste den Platz einmal, ungeduldig in jeden Nebenweg blickend.

Plötzlich prallten beide Verehrer zusammen. Wortlos starrten sie einander an, bis jeder von ihnen erkannte, daß sie gefoppt waren. Nun lachten beide herzhaft auf.

In diesem Augenblick aber trat Meister Weber hervor aus seinem Versteck, wo er so lange abwartend gesessen hatte.

„Lachen Sie nicht," rief er zornig, „sonst geht es Ihnen schlecht!" Erstaunt sahen die beiden ihn an.



„Totes Weib," Wasserfall an der Mariazeller Straße. Originalzeichnung von M. Zeno Diemer. (Mit Text.)

„Was fällt Ihnen denn eigentlich ein?" rief nun der eine der Herren, „was gehen denn unsere Angelegenheiten Sie an?"

Meister Weber war außer sich.

„Ich werd' es Ihnen vertreiben, den jungen Mädchen, die in meinem Schutz stehen, nachzusteigen!"

„Aber Herr, so lange die Damen in Ihrem Geschäft sind, mögen sie ja unter Ihrem Schutz stehen, wenn sie aber einen freien Sonntag haben, dann brauchen sie darüber, was sie beginnen wollen, Sie doch nicht erst zu fragen!"

Immer mehr schwoll dem Meister die Zornader an.

„Sie stellen Fräulein Richter nach!" schrie er und hob den Stock.

„Und wenn wir dies thun, dann geht es Sie auch nichts an!"

„Fräulein Richter ist von heute an meine Braut, und wenn Sie jetzt auch nur noch eine von Ihren schnoddrigen Redensarten machen, dann giebt's ein Malheur!"

Und da sahen die beiden gefoppten Liebhaber ein, daß es doch wohl geraten sei, still zu sein und möglichst schnell zu verschwinden.

Langsam und nachdenklich ging der Meister nach Hause. Er wollte sogleich sein Zimmer aufsuchen, im Wohnzimmer aber trat ihm das kluge Fräulein Käthe mit einem frohen Gesicht entgegen.

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Weber, daß Sie mich von den beiden dummen Jungen befreit haben!"

„Woher wissen Sie denn das?" fragte Meister Weber erstaunt.

Käthe lächelte. „Unser Nachbar Müller ging zufällig vorbei am Floraplatz und hat somit die ganze Scene mit angehört."

„Dann hat er also alles gehört?" — Der Meister wurde immer verlegener.

„Alles!" sagte Käthe und lächelte verschämt. „Er hat mir sogar schon gratuliert."

Und da lachte der junge Meister befreit auf und rief: „Na, wenn Du es dann doch schon weißt, dann brauch' ich es Dir ja gar nicht erst zu sagen!" Damit nahm er das junge Mädchen in den Arm, zog es an seine Brust und gab ihm den ersten — den Verlobungskuß. — — — — — — — — — — — — —

Schon vier Wochen später stand die kluge Käthe als Frau Schlächtermeister Weber hinter dem Tisch des blitzsauberen Fleischerladens.

Ein Vierteljahr später erzählte dann die junge Frau ihrem Manne, als dieser 'mal ganz besonders gut aufgelegt war, wie sie es angefangen, um ihn eifersüchtig zu machen, und daß der Nachbar Müller damals nicht „zufällig" am Floraplatz vorbei gegangen war, sondern daß sie ihn heimlich als Beobachter hingeschickt habe."

Und da lächelte Meister Weber, umfaßte und küßte sein Weibchen innig und herzhaft, indem er sagte: „Du bist eben meine kluge Käthe, der ich sogar auch dies noch verzeihe!"

Lord Nelsons Schützling.

Es war an einem schönen warmen Frühlingsmorgen, die englische Flotte lag vor Portsmouth und erwartete das Signal zum Klarmachen und Absegeln. Auf dem Flaggschiff war alles in geschäftiger Bewegung, um den Admiral, dessen Jolle soeben den Hafen verlassen hatte, zu empfangen. Sobald er das Schiff betreten hatte, flog die Admiralsstandarte empor und alle Schiffe donnerten dröhnend ihren Salut.

Nahe dem Achterdeck stand ein etwa achtzehnjähriger Jüngling. Er war ärmlich aber sauber gekleidet und mit geröteten Wangen und blitzenden Augen beobachtete er den Admiral und sein glänzendes Gefolge, das jetzt das Achterdeck betrat. Die Grüße der Offiziere erwidernd, fiel der Blick des Admirals plötzlich auf den Jüngling.

„Wer ist das?" fragte er, sich an den Kapitän des Schiffes wendend.

„Ein junger Bursche, der schon vor mehreren Stunden an Bord kam," erwiderte der Kapitän, „er bestand darauf, Sie sprechen zu müssen, da er Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen habe."

„Nun, was wünschest Du von mir?" fragte der Admiral freundlich.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Admiral," stotterte der Jüngling verstört, „ich möchte Sie bitten, mich auf dieser Fahrt mitzunehmen."

„Ist das die wichtige Mitteilung, die Du zu machen hattest, mein Bursche?" fragte der Kapitän scharf.

„Lassen Sie ihn nur," lachte der Admiral, „als was möchtest Du mich denn begleiten, mein Junge?"

„Ich würde schon glücklich sein, wenn Sie mich als Kajütsjunge mitnehmen würden, Herr Admiral."

„Die Stelle bietet Dir aber wenig Gelegenheit, empor zu kommen," erwiderte der Admiral.

„Es ist doch ein Anfang, Mylord und wenn Sie mir helfen, werde ich schon vorwärts kommen. Es gelang Ihnen, empor zu kommen, und ich will es jedenfalls versuchen."

Lächelnd aber scharf blickte der Admiral den Jüngling an, dann antwortete er: „Ich will Dich auf dieser Fahrt mit mir nehmen und wenn Du versuchen willst, empor zu kommen, so soll es Dir an Gelegenheit nicht fehlen. Wie heißt Du?"

„Eduard Lee."

„Sehr gut, Eduard, ich nehme Dich in meinen persönlichen Dienst. Ich erwarte jedoch von Dir, daß Du Dich meines Vertrauens würdig erweist."

„Ich werde Sie nicht enttäuschen, Herr Admiral," antwortete der Jüngling ernst und trat auf die Seite, um den Admiral vorbeizulassen.

Kurz darauf stach die Flotte in See und segelte nach Gibraltar.

Der junge Diener des Admirals machte auf denselben und alle Offiziere an Bord den vorteilhaftesten Eindruck und wurde er von allen seiner Freundlichkeit und Dienstwilligkeit wegen geschätzt. Und eines Tages, noch ehe die Flotte ihr Ziel erreicht hatte, sagte Admiral Nelson zu dem Kapitän des Flaggschiffes: „Es ist eigentlich jammerschade, daß dieser geweckte junge Bursche in dieser dienenden Stellung ist." Der Kapitän stimmte mit seinem Kommandanten völlig überein und das Ergebnis war, daß, als die Flotte Gibraltar erreichte, vom Grafen St. Vincent, dem Oberbefehlshaber, auf Fürsprache des Admirals Nelson, für Eduard Lee ein Patent als Kadett ausgefertigt wurde.

Als Kadett machte dann Eduard Lee die berühmte Fahrt Nelsons im Mittelmeere mit, als er die Flotte Bonapartes suchte. In einem furchtbaren Orkan, der Nelsons Flaggschiff die Masten wegriß, bewies der junge Lee, daß er das Vertrauen seines Gönners verdiente und sein braves, mutiges Verhalten in diesen Tagen des Schreckens wurde von allen an Bord anerkannt und belobt. Nach einem kurzen Aufenthalt in Syrakus, wo die Schäden an den Schiffen ausgebessert wurden und die Flotte verstärkt wurde, segelten sie nach Aegypten. Endlich am 1. August 1798 erblickten die Engländer die Schiffe der Franzosen und sahen die Trikolore über Alexandrien flattern.

Eduard Lee stand in der Nähe des Admirals auf dem Achterdeck, als plötzlich hundert Stimmen schrieen:

„Dort, dort sind sie!"

„Ja, ja," murmelte der Jüngling halblaut, „und wir werden auch dort sein, ehe es Nacht wird."

Admiral Nelson blickte den Jüngling freundlich an und sagte lächelnd: „Dort, Eduard, bietet sich allen eine Gelegenheit, sich hervor zu thun."

Er hatte recht. Die fürchterliche Seeschlacht bei Abukir, die so viele Menschen dahinraffte, brachte diesen beiden Ruhm und Ehre. Während des ganzen Treffens in dieser schönen Sommernacht beobachtete das Auge des Admirals das Thun des jungen Kadetten. Und dieselbe Depesche, die den Admiral als Lord Nelson begrüßte, besagte, daß seine Bitte um die Beförderung des Kadetten Eduard zum Leutnant zur See bewilligt sei.

Ernstes Streben und herrvorragende Tapferkeit im Gefecht ließen den jungen Leutnant bald in der englischen Marine bekannt werden. In der Schlacht am Baltischen Meere mit den Dänen wurde er verwundet, weigerte sich jedoch, unter Deck zu gehen und blieb auf seinem Posten, bis die Schlacht geschlagen war und die Dänen sich zurückzogen. Es war während dieses Treffens, daß Sir Hyde Parker, der Oberbefehlshaber der Flotte, das Signal zur Aufgabe des Gefechtes gab. Lord Nelson, als ihm davon Meldung gemacht wurde, brachte sein Teleskop an das rechte Auge, das er bekanntlich bei der Einnahme von Calvi auf Korsika eingebüßt hatte, und das linke schließend, sagte er mit spöttischem Ernst: „In der That, ich kann das Signal nicht sehen, lassen Sie unser Signal für näheres Gefecht flattern. Oder noch besser, nageln Sie die Flagge an den Mast fest."

Die Schicksale des berühmten Admirals und seines Schützlings schienen in geheimnisvoller Weise verknüpft zu sein, denn dieser Sieg brachte dem Admiral die Ernennung zum Viscount und Eduard Lee die Beförderung zum Oberleutnant zur See, trotzdem er erst einundzwanzig Jahre alt war.

In den fünf Jahren, die zwischen dem letzten Treffen und der Schlacht bei Trafalgar lagen, folgte Eduard Lee seinem Gönner, der eine große Zuneigung zu ihm gefaßt hatte, überall hin. In der denkwürdigen Schlacht bei Trafalgar war er nach dem Kapitän des Admiralschiffes Hardy der zweite im Kommando. Ehe die Schlacht begann, trat Lord Nelson auf den jungen Offizier zu und ihm die Hand auf die Schulter legend, sagte er: „Dies wird ein heißer Tag werden, Eduard. Ich hoffe, daß Du ihn glücklich überstehen wirst."

„Ich werde meine Pflicht thun, Mylord," erwiderte Leutnant Lee, dann auf die vielen blitzenden Orden, Kreuze und Sterne, die des Admirals Brust bedeckten, deutend, fragte er: „Aber warum legen Eure Lordschaft heute diese glänzenden Orden an? Eure Lordschaft werden sicherlich das Feuer irgend eines Scharfschützen auf sich ziehen."

„Ich habe eine Ahnung, als ob mein Rennen beendet wäre,

Eduard, deshalb habe ich alle Auszeichnungen angelegt. Ich habe sie in Ehren gewonnen und in Ehren will ich mit ihnen sterben."

Seine Vorahnung erfüllte sich, es war die letzte Schlacht des großen Admirals. Als er in der Hitze des Gefechts von einer Kugel getroffen, auf Deck niederstürzte, sprangen Kapitän Hardy und Leutnant Lee an seine Seite.

„Gehe auf Deinen Posten, Eduard," sagte er, als er die Augen aufschlug und seinen Schützling erkannte, und mit leiser Stimme setzte er hinzu: „Gott segne Dich, mein Junge!"

Mit schwerem Herzen kehrte Lee auf seinen Platz zurück. Das Schicksal, welches seine Zukunft mit der des Admirals verknüpft zu haben schien, erfüllte sich an diesem Tage. Gerade als der Sieg sich auf die Seite der Engländer geneigt hatte, fegte noch die volle Breitseite eines französischen Linienschiffes das Deck des englischen Flaggschiffs und als der Rauch etwas verflogen war, sah Kapitän Hardy seinen Leutnant mit aufgerissener Brust fast auf derselben Stelle liegen, auf der der Sieger von Abukir und Bezwinger des Nil gefallen war. Wilhelm Stelljes.

Außer Gebrauch gekommene Geräte.

Für den Wandel der Dinge zeugen auch allerlei Geräte, welche ehedem allgemein im Gebrauche waren, heute aber verschwunden sind oder nur noch selten angetroffen werden. — Die alten Signalgeräte sind fast durchgehends außer Gebrauch gekommen, man kann sich ihrer kaum mehr erinnern und nur noch in ganz weltverlorenen Dörfchen trifft man eins oder das andere an. Heute ladet die Ortsschelle oder das Tageblatt zur Gemeindeversammlung ein, auch wird die Einladung dazu hin und wieder vom Ortsvorstand schriftlich abgefaßt, auf ein Brett geheftet und dieses öffentlich ausgehängt. Die letztere Art, einzuladen, ist an die Stelle des sogen. „Knüppels" getreten, welcher aus einem gedrechselten Holze bestand, woran die Ladung befestigt war. Dieser Knüppel wurde von dem Gemeindediener in ein Haus gebracht und jeder Bürger war verpflichtet, denselben innerhalb einer bestimmten Zeit an den Nachbar weiter zu geben. Wer den Knüppel nicht rechtzeitig weiter beförderte, mußte eine Geldstrafe zahlen. In verschiedenen Museen sind derartige Knüppel niedergelegt, auch in einer Wirtschaft zu Bortfeld im Braunschweigischen werden zwei alte „Steuerknüppel" aufbewahrt; sie stammen vom Ende des 18. Jahrhunderts und tragen mit Tintenschrift die Steuerbeiträge, welche jeder Gemeindeangehörige zu zahlen hatte; auch der „Steuerknüppel" wurde, wenn die Steuer fällig war, von Haus zu Haus getragen.

Ein anderes, sehr altes Verfahren, die Gemeinde zusammenzurufen, wurde der „Hammer" genannt. Sollte eine Gemeindeversammlung abgehalten werden, so schickte man einen hölzernen Hammer herum. War dies geschehen, so schlug der Ortsvorsteher mit zweien solcher Hämmer an ein frei aufgehängtes dünnes Brett, wodurch ein weithin schallendes Getöse entstand, welches das Zeichen zur Versammlung abgab. Schon die alten Germanen spannten getrocknete Tierhäute straff zwischen Bäume, schlugen mit Holzklöppel darauf, und riefen durch dieses dumpfe Getöne zur Beratung; auch die Köhler im Harze hatten als Signalinstrument Bretter, die sie mit Holzschlägel schlugen; sie nannten dieselben „Hillebille," welche heute verstummt ist, die aber bei der im sächsischen Prinzenraube vorkommenden Köhlerei eine Rolle spielte. Aehnliche Instrumente waren schon im 12. Jahrhundert in Frankreich im Gebrauche; in den mittelalterlichen Klöstern wurden Mönche und Nonnen durch Anschlagen an hölzerne Tafeln zur Mette gerufen, die auch statt der Glocken in der Karwoche zur Verwendung kamen. Verwandt mit dem hölzernen Hammer war die hölzerne Klapper, mit welcher der Ortsdiener, klappernd durch die Straßen gehend, die Gemeinde zusammenrief; hin und wieder, wo Glocken fehlten, wurde mit der Klapper auch zur Kirche oder Betstunde gerufen; die Sperlinge wurden mit der Klapper aus den Feldern gescheucht und bei Treibjagden gingen die Treiber, jeder mit einer Klapper, klappernd durch den Wald und trieben durch diesen Lärm das aufgeschreckte Wild in die Schützenlinie.

Ein verschollenes Hausgerät ist die Elle, das ehemalige Längemaß, das in keinem Haushalte fehlen durfte; sie gehörte sogar zur Aussteuer eines jeden Mädchens. Wer eine ungeaichte Elle führte, der wurde bestraft, die Elle konfisziert und vernichtet. Viele Ellen waren verziert und mit Inschriften geschmückt. Das obere Ende war mit Schnitzwerk versehen, auch hingen daran, aus einem Stück mit der Elle geschnitzt, Ringe, Hände, Kugeln 2c. Die Ranken und Blumen, sowie die Inschriften und Kerbeinschnitte waren mit rotem, grünem und schwarzem Wachs ausgelegt. In dieser Weise waren die Ellen bis zum Jahre 1800 hergestellt worden.

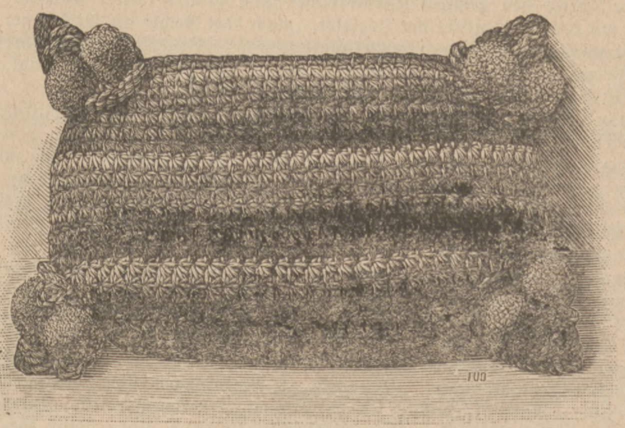
Ein weiteres, verschollenes Hausgerät ist der „Gniewelstein," welcher bis weit ins 19. Jahrhundert hinein in den ländlichen Haushaltungen im Gebrauche war. Der Gniewelstein war ein dunkelgrüner, ein halbes Pfund schwerer, halbkugelförmiger Glasklumpen mit glatter Fläche. Sein Name deutet seinen Gebrauch an, denn „Gnieweln" bedeutet „glätten"; der Gniewelstein war also der Vorläufer der Plätt- und Bügeleisen, denn man gebrauchte ihn wie diese zum Glätten der Wäsche und Bügeln der Kleider.

Mit der steinernen Handmühle, zum Mahlen der Gewürze ist auch die Hirsenstampfe verschwunden. Jeder Bauer baute in alter Zeit ein Stück Land mit Hirse, woraus er für seine Küche die Hirsengrütze herstellte. Die Hirsenstampfe bestand aus einem ausgehöhlten Eichenklotz, in dem eine passende Keule auf- und abging. Dieses Gerät besaß nicht jeder Haushalt, es ging im Herbste in den Häusern des Dorfes reihum.

Noch manches Gerät, wie das Kerbholz, das man noch in Museen findet, die Krüsel, dieses verschiebbare hölzerne Gestell, welches von der Stubendecke herabhing und woran das Licht gehängt wurde, und der so schön verzierte hölzerne Schüsselkranz, worauf die heißen Schüsseln gesetzt wurden, diese und andere Geräte, welche unseren Vorgeschlechtern dienten, sind durch Neuerungen verdrängt — für immer verschwunden. C. T.

Für's Haus

Schlafkissen mit gehäkeltem Bezug. Dieser Bezug bekleidet das ganze Kissen und ist aus blauer und bronzefarbiger Zephyrwolle mit einfachem Sternstich gearbeitet. Man häkelt 7 Streifen, wechselnd in brauner und blauer Schattierung. Jeder Streifenbesteht aus 3 Reihen, von denen die erste dunkel-, die zweite mittel-, die dritte hellblau, bezw. -braun gehalten ist.



1. Schlafkissen mit gehäkeltem Bezug.

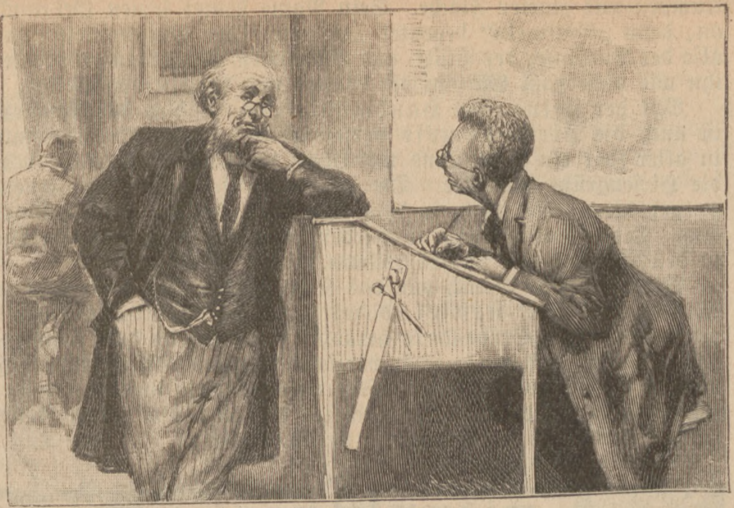
Es wird für die doppelte Länge des Kissens ein reichlicher Anschlag gemacht. Auf diesem arbeitet man zurückgehend für jeden Stich: 4 Schlingen, umschlagen, den Haken durch alle Schlingen ziehen, 1 feste Masche. — Die erste und zweite Schlinge fassen stets in die hinteren Glieder der letzten Schlinge des vorigen Sternstiches, die dritte und vierte Schlinge greifen durch die nächstfolgenden Maschen des Anschlages, beziehungsweise der vorigen Tour. (Siehe das Häkeldetail Abbildung 2.) Für den ersten Sternstich in jeder Reihe häkelt man als Hilfsschlinge ein Stäbchen. — Nachdem die ganze Fläche fertig gehäkelt ist, näht man sie zu einem Bezug zusammen, steckt ein passend großes Federkissen hinein und bindet die Ecken mit gehäkelter, mit Pompons versehener Schnur ab.



2. Häkeldetail (Sternstich) zu Abb. 1.

Unsere Bilder.

Generalmajor Graf v. Hülsen-Haeseler. Dietrich Graf v. Hülsen-Haeseler, der neuernannte Chef des Militärkabinetts des deutschen Kaisers ist der Sohn des bekannten früheren Generalintendanten der königlichen Schauspiele, Botho v. Hülsen, und seiner Gattin Helene, geb. Gräfin v. Haeseler. Unter dem Pseudonym „Helene" hat Frau v. Hülsen bemerkenswerte Erfolge auf litterarischem, besonders auf belletristischem Gebiete zu verzeichnen gehabt. Graf Dietrich ist am 13. Februar 1852 zu Berlin geboren, hat sich der militärischen Laufbahn gewidmet und war zuletzt Generalmajor und Kommandeur der 2. Garde-Infanteriebrigade, außerdem General à la suite des Kaisers. Er war auch eine Zeitlang im diplomatischen Dienst thätig und Attaché bei der Botschaft in Wien. Am 24. November 1892 hat er sich mit Hildegard, der Tochter des Generals v. Lucadou, vermählt. Dieser Ehe sind bisher drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, entsprossen. Am 12. Februar 1894



Leise Nachhilfe.

Prinzipal: „Ich wollte Sie nach etwas fragen, Herr Meier, kann mich aber durchaus nicht besinnnen . . .“

Gehilfe: „Wollten Sie sich vielleicht bei mir erkundigen, ob mir mit einer Zulage gedient wäre?“

ernannte der Kaiser den jetzigen Kabinettschef zum Grafen unter Namensvereinigung mit dem Grafentitel der Haeseler, „nach dem Rechte der Erstgeburt und geknüpft an das v. Haeseler'sche Geldfideicommiß“. Den Grafentitel führt daher nur Dietrich v. Hülsen; sein jüngerer Bruder, der Intendant der königl. Schauspiele in Wiesbaden, hat diesen Titel nicht.

Max von Seydel. Einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten ist mit Geheimrat Professor Dr. Max von Seydel dahingegangen, der im Alter von fünfundfünfzig Jahren in München verstarb. Am 17. September 1846 zu Germersheim geboren, studierte er in München und Würzburg Jurisprudenz, wurde 1889 in das Ministerium des Innern berufen und zum Vorstand des statistischen Bureaus ernannt. Zwei Jahre später wurde er ordentlicher Professor des allgemeinen deutschen, sowie des bayrischen Staatsrechts an der Universität München, nachdem er von 1873 bis 1881 bereits an der bayrischen Kriegsakademie Staats- und Völkerrecht gelehrt hatte. Sein hervorragendstes Werk ist das allbekannte „Bayrische Staatsrecht.“ Von seinen weiteren Schriften sind zu erwähnen: „Kommentar zur Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich“, „Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre“, „Das Gewerbepolizeirecht nach der Reichsgewerbeordnung“, „Grundriß zu Vorlesungen über deutsches Reichsstaatsrecht“. Auch als Dichter ist der Verewigte hervorgetreten. Unter dem Pseudonym „Max Schlierbach“ veröffentlichte er 1872 einen Band Gedichte, dem sich 1880 eine neue Folge anschloß.

Erwischt. Der Binderseppl ist der schlimmste Junge im ganzen Dorfe. Zum Lernen hat er weder Lust noch Zeit, denn er streicht den ganzen Tag müßig durch Feld und Wald und späht nach Vogelnestern, die er schonungslos plündert. Für die Mahnungen der Eltern und des Lehrers hat er taube Ohren, und da er überdies auch noch ein unverträglicher Bursche ist, wird er von der Dorfjugend gemieden. Heute hat er am Waldbache ein Entenküchlein erblickt, welches dort lustig im kühlen und nassen Elemente plätscherte. Flugs ist der Bösewicht im Wasser, gebraucht seinen alten Strohhut als Netz, und gar bald ist das arme Entlein gefangen. Doch die rächende Nemesis ereilt ihn sofort. In demselben Moment, da er siegesgewiß seine Beute aus dem Wasser zieht, fühlt er einen rasenden Schmerz am rechten Fuße, an welchem sich ein ziemlich großer Krebs festgeklemmt hat, so daß er in der Bestürzung den Hut samt dem Entlein fallen läßt, welches nun schleunigst das Weite sucht. So wurde der Krebs der Befreier des Entleins und zugleich der Richter über die Missethat des Binderseppl.

„Totes Weib“, Wasserfall an der Mariazeller Straße. Im schönen Steiermark, nahe der Straße von Mürzzuschlag nach Mariazell, führt eine wilde Felsschlucht zwischen dem Roßkogel und der Proleswand zu einem mächtigen Wasserfall, der dreißig Meter hoch tobend von steiler Höhe hinabstürzt. Der Fall, den Zeno Diemer in unserem Bild so malerisch wiedergegeben hat, führt den unheimlichen Namen des „Toten Weibes“. Ganz in seiner Nähe erinnert übrigens eine Votivtafel an einen glücklich verlaufenen Unfall der armen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich (1883).

ALLERLEI.

Aus einer Verteidigungsrede. „Meine Herren, das eine wollen Sie nach bedenken, daß mein Klient mehr als die Hälfte seines Lebens in Gefängnissen zugebracht hat. Wie konnte er in solcher Umgebung etwas anderes werden als ein Gauner?!“

Klassisch. Bankier tritt in das Comptoir, wo er die Herren, statt zu arbeiten, plaudern sieht; — „Immer fleißig, fleißig, meine Herren! Was thun! spricht Zeus.“

Auch eine „Anglomanie“. Bekanntlich ist keine Nation der Welt so angellustig, als die englische. Lord Nelson war einer der leidenschaftlichsten Angler; als er in jener mörderischen Schlacht an der spanischen Küste den rechten Arm verloren hatte, fuhr er fort, mit dem linken zu angeln. Sir Walter Scott und Thomas Coleridge saßen oft stundenlang am Ufer eines Teiches, um die ausgeworfene Angelrute zu beobachten. Die Herzogin von York zählte das Angeln zu ihren Lieblingsbeschäftigungen und König Georg IV. ließ sich zum Behufe des Angelns ein reizendes Fischerhäuschen erbauen, das die Bewunderung aller Anglerfreunde hervorrief. St.

Ach, du lieber Augustin! Dieses bekannte Volkslied blickt auf ein Alter von mehr als zweihundert Jahren zurück. Sein Dichter war ein stadtbekannter Musikus in Wien, Augustin Marx, der von 1643 bis 1705 lebte. In der Pestzeit 1679 hatte er, wie schon oft, des Guten zu viel gethan. Schwer bezecht wollte er nach Hause, verfehlte aber den Weg und geriet vor dem Thore in eine offene Grube, in welche man die Pestleichen geworfen hatte. Hier schien er verloren zu sein. Als er das Entsetzliche seiner Lage erkannte, ergriff er seine Geige und fing voller Galgenhumor an zu spielen. Wehmütig klang aus der Grube hervor das Lied: „Ach, du lieber Augustin, alles ist hin.“ — Doch sollte dasselbe seine Rettung werden. Vorübergehende kamen, angelockt durch die von so seltsamer Stelle her ertönende Musik, näher und erretteten den stadtbekannten Musikus aus seiner unfreiwilligen Gefangenschaft. Oft hat derselbe das in so schauerlicher Umgebung entstandene Lied noch zum besten geben müssen, bis ihn am 10. Oktober 1705 nach einer froh durchzechten Nacht ein Schlagfluß hinwegraffte. W.

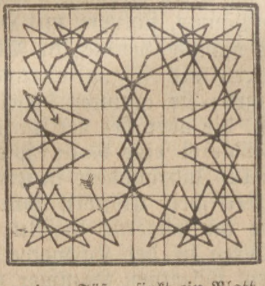
GEMEINNÜTZIGES

Gebratene Rindszunge mit saurem Rahm. Die Rindszunge wird, nachdem sie mit Salz abgerieben wird, damit sich das Schleimige löst, etwas geklopft und mit dem Rindfleisch in einem größeren Topfe weich gekocht. Die Zunge wird nun abgehäutet, eingesalzen, mit feinen Speckstreifen gespickt, mit Butter und Zwiebeln belegt, in die Bratpfanne, welche mit Butter bestrichen ist, gebracht und schön gelb gebraten, 3 Eßlöffel saurer Rahm wird mit einem gehäuften Löffel Mehl verquirlt, mit etwas Fleischbrühe angegossen und unter und über die Zunge gegossen und dieselbe noch kurze Zeit gebraten.

Kein Bier und Wein für die Kinder! Vor dem Trinkenlassen von Bier und Wein durch die Kinder sei eindringlich gewarnt. Viele glauben, ihre Kinder durch den Genuß von geistigen Getränken zu stärken, während sie ihnen im Gegenteil nur schaden; es ist sicher, daß das fast allgemein gewordene Leiden von vielen Kindern am Veitstanz eine Folge des Biergenusses derselben ist und gänzliche Entziehung desselben zur gründlichen Heilung führt. Auch Krämpfe, Gehirnleiden, in späteren Jahren noch Wahnsinn und frühzeitiger Tod, ferner Trunksucht sind die bösen Folgen vom Wein- und Biertrinken der Kinder.

Einmachen der Erdbeeren in Zucker. Nachdem die frischen Erdbeeren von den Stielen und Kelchen losgelöst sind, legt man sie in ein Sieb, um dasselbe im Wasser hin und her zu ziehen. Hierauf läßt man die Früchte abtrocknen und läßt auf je 1 Kilogramm Erdbeeren $1/2$ Kilogramm Zucker mit $1/16$ Liter Wasser aufkochen. Die Zuckerlösung gießt man, wenn etwas abgekühlt, über die Früchte, sie mit einem Papier zudeckend. Am nächsten Tage werden die Erdbeeren mit dem Zucker auf das Feuer gesetzt, um sie sechs bis acht Minuten aufkochen zu lassen. Nach dem Abschäumen werden die Früchte mit dem Schaumlöffel aus dem Zucker genommen, in Töpfe gefüllt und der nochmals aufgekochte Zucker darüber gegossen. Am folgenden Tage läßt man die Erdbeeren auf einem Siebe abtropfen, kocht den Zucker zu einem dünnen Syrup so weit ein, daß er langsam vom Löffel abtropft, fügt dann die Früchte hinzu, läßt sie noch einmal leicht aufkochen und füllt sie dann heiß in Gläser, welche nach dem Erkalten mit Papier bedeckt und mit Blase zugebunden werden. Der Syrup ist mit Wasser vermischt ein sehr angenehmes Getränk. (Hausfr.-Ztg.)

Auflösung.



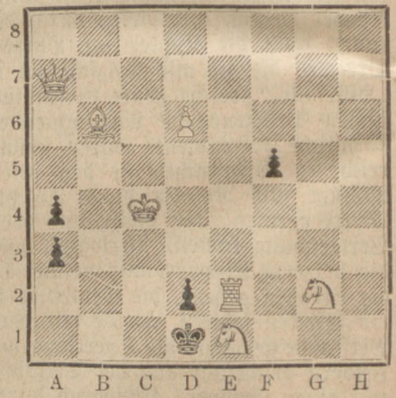
Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd', des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern, lieb und treu.
O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

(Ludwig Uhland, „Am Grabe meiner Mutter.“)

Problem Nr. 11

Von V. Gorgias.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Charade.

Du siehst das Erste munter weiden,
Es hilft sogar dich zu bekleiden.
Das Andre trägt den Erntesegen,
Das Ganze wächst an vielen Wegen.

Julius Falck.

Logogryph.

Es nennt mit **d** dir einen Baum,
Mit **i** ist's dünn, man sieht es kaum.
Und wird ein **s** ihm eingestellt,
Dann wächst es draußen auf dem Feld.

Julius Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Kakadu, Kakao. — Des Homonyms: Stift.
Der Charade: Ara, Rat, Ararat.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.